

Herausforderungen und Chancen von Wissenschaftskommunikation in den Gesellschaftswissenschaften¹

*Birgit Blättel-Mink, Alexander Bogner, Benedikt Fecher,
Julieta Griem, Lars Rinsdorf, Paula-Irene Villa Braslavsky*

Vorbemerkung

Wissenschaftskommunikation ist nicht in aller, aber doch in immer mehr Menschen Munde. Die Politik fordert sie immer stärker ein, Teile der Zivilgesellschaft messen wiederum Politik an ihrer Orientierung an *der* Wissenschaft, dabei ist, je nach Konstellation und politischer Ausrichtung, manchen diese Orientierung selbst ein Problem (undemokratische Expertokratie), anderen viel zu wenig (Science Marches). Forschungs- und Forschungsförderorganisationen in Deutschland erwarten von Forschenden, (deutlich) mehr (oder überhaupt) Wissenschaft in die Gesellschaft zu tragen: Wissenschaft solle sich als sinnvoll, nützlich, ergiebig, interessant, lohnend erweisen – dazu müsse sie sich der Gesellschaft nachvollziehbar erklären. Denn schließlich gehe es um reichlich Steuergelder, um ein öffentliches Gut, das von *der Gesellschaft* alimentiert werde. Wissenschaft, so lässt sich zudem vernehmen, sei bislang viel zu eingekapselt und abgehoben, deutlich zu wenig daran interessiert, sich verständlich zu machen.

Zugleich lässt sich andererseits feststellen, dass, wer das eigene wissenschaftliche Wissen in die Gesellschaft hinein (und wie manche sagen würden, aus dem Elfenbeinturm heraus) trägt, von den einen Anerkennung erhält,

¹ Online-Diskussion zum Abschluss des digitalen Workshops der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) in Kooperation mit der Österreichischen (ÖGS) und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie (SGS) unter Beteiligung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) am 1. und 2. Oktober 2020.

von den anderen hingegen massive Kritik. Reputationsförderlich im akademischen Sinne ist Wissenschaftskommunikation eher nicht. Und dies aus, zum Teil jedenfalls, guten Gründen. Denn Sichtbarkeit in den Medien, insbesondere den digitalen, und der in ihnen angelegten Beschleunigung und auf Spannendes, Gefühliges, Storytelling ausgelegten Logik ist der langsamen, skeptischen, nüchternen und evidenzorientierten akademischen Form ziemlich fern. Kritisch beäugt also von der Zivilgesellschaft, den sozialen Medien, aber auch von der wissenschaftlichen Community selbst ist Wissenschaftskommunikation insgesamt wohl eher Zumutung denn aufregende Herausforderung für Forschende. Das gilt sicher nicht für alle Soziolog/innen, und interessanterweise ist derzeit gerade die Soziologie medial so präsent wie wenig andere Disziplinen.

Wissenschaftskommunikation, der Transfer von auf Basis wissenschaftlicher Methoden produzierten Wissens in wissenschaftliche und außerwissenschaftliche Kontexte wie Wirtschaft, Politik, Bildung, soziale Bewegungen, öffentliche Diskussion fordert zudem die Wissenschaftsfreiheit heraus: Wozu soll geforscht werden, welches Wissen, welches Know-How benötigen Wirtschaft, Politik, Zivilgesellschaft – und welche (Sub-)Disziplinen sind dementsprechend wichtig und förderungswürdig und welche nicht? Der öffentliche und (forschungs-)politische Druck, Wissenschaftskommunikation zu betreiben, mag also auch dazu beitragen, die Inhalte der Forschung mit zu beeinflussen, ganz abgesehen von den Herausforderungen an Wissenschaftskommunikation in »illiberal« gesteuerten Gesellschaften, etwa Ungarn oder Brasilien.

Diese und weitere Zusammenhänge wurden im Rahmen des Workshops »Herausforderungen und Chancen von Wissenschaftskommunikation in den Gesellschaftswissenschaften« genauer betrachtet, nachdem die Deutsche Gesellschaft für Soziologie gemeinsam mit anderen Fachgesellschaften in zwei Stellungnahmen zur Wissenschaftskommunikation im Dezember 2019 und im August 2020² bereits öffentlich Position bezogen und die Relevanz des Themas markiert hatte. Für dessen eingehendere Behandlung wurden im Workshop³ theoretische und praktische Perspektiven präsentiert und diskutiert. Die gewonnenen Erkenntnisse sowie Einwürfe und Fragen der Workshopteilnehmer/innen sind in die nun hier dokumentierte⁴ Abschlussdiskussion eingeflossen.

² Beide abgedruckt in Heft 4/2020 der SOZIOLOGIE.

³ Programm und Konzept finden sich auf der Homepage der DGS.

⁴ Herzlichen Dank für die Transkription an Redaktion und Herausgeberin der SOZIOLOGIE.

Es diskutierten:

Birgit Blättel-Mink, Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Industrie- und Organisationssoziologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,

Alexander Bogner, Senior Fellow an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Lehrbeauftragter an der Universität Wien und Präsident der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie,

Benedikt Fecher, Forschungsprogrammleiter am Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft sowie Mitglied einer Arbeitsgruppe zur Wissenschaftskommunikation an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften,

Julika Griem, Literaturwissenschaftlerin, Direktorin des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen und Vizepräsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft,

Lars Rinsdorf, Professor am Institut für qualitative Medien- und Innovationsforschung der Hochschule der Medien in Stuttgart und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, sowie

Paula-Irene Villa Braslavsky, Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Vorstandsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Im Laufe der Diskussion schalteten sich weitere Workshop Teilnehmer/innen in das Gespräch ein.

Birgit Blättel-Mink: Herzlich willkommen! Wir möchten die Gelegenheit nutzen, einerseits die bisherige Diskussion zusammenzufassen, andererseits einen Ausblick in die Zukunft der Wissenschaftskommunikation zu wagen. Folgende Fragen aus der bisherigen Veranstaltung wollen wir intensiver diskutieren:

- Wenn die Wissenschaft bzw. ihre Ergebnisse aus der Gesellschaft heraus angefragt wird, geht es dann eher um Personen oder um Inhalte?
- Wie verstehen wir Wissenschaftskommunikation? Ist sie ein komplexes Phänomen oder können wir sie einfach als jede Art von Kommunikation aus der Wissenschaft heraus verstehen?
- Dann soll es um Übersetzungsformen, Übersetzungsformate und unterschiedliche Medien gehen.
- Und schließlich der Blick in die Zukunft: Wie und wo kann Wissenschaftskommunikation künftig stattfinden und mit welcher Intention?

Julika Griem: Wir sind Fachwissenschaftler/innen, die Kommunikation in vielfältiger Form betreiben, als Privatpersonen, in der Familie, im Freundeskreis und in unseren jeweiligen Disziplinen. Aber wir nehmen uns auch heraus, dieses Phänomen analysieren zu können und zu wollen. Daraus ergibt sich für mich ein interessantes Spannungsfeld: Wir erheben einerseits den Anspruch, Praxis zu analysieren – dabei möchte ich mich persönlich möglichst fernhalten von Normativität. Gleichzeitig sind wir aber immer häufiger damit konfrontiert, Praxis gestalten zu müssen, in unseren jeweiligen institutionellen Umgebungen. Dann kommt man mit einem »sich Fernhalten« von Normativität nicht mehr weiter. Das erzeugt Konflikte.

Persönlich interessieren mich drei Komplexe: Erstens zunächst das, was bisher mit Komplexität angesprochen wurde. Da begegnen mir oft Situationen, in denen gesagt wird, dass Komplexität oder ein Vergnügen an Irritabilität ein Luxusphänomen ist, das elitär konturiert ist. Ich glaube das nicht. Ich glaube, dass es eine Kultivierung von Reflexivität gibt, die auch affektiv ansprechend ist. Wir müssen sie nur anders gestalten. Das wäre für mich das wichtigste »Teilprojekt« in dieser ganzen Konstellation. Es ist eine ziemliche Herausforderung, weil man sich nicht nur zerebral, nicht nur rationalistisch mit Reflexivität beschäftigen muss.

Der zweite Punkt, der die Formen betrifft, interessiert mich vor allem als Literaturwissenschaftlerin. Mein Blutdruck steigt immer etwas an, wenn ich mit Storytelling in Kontakt trete, weil hier für mich ein Punkt liegt, bei dem viele problematische Formen von Personalisierung, Dramatisierung und

Heldenbildung ins Spiel gebracht werden. Und ich versuche aktiv gegen diese Formen von Wissenschaftskommunikation anzuarbeiten.

Daraus kann man drittens noch weiterentwickeln, dass mich auch interessiert, wo diese Fetischisierung von Storytelling ins Spiel kommt. Sie kommt da ins Spiel, wo neue Akteure die Professionalisierung von Kommunikatoren mitgestalten. Was wir uns genauer anschauen sollten, ist die Grauzone von Fortbildung, Coaching und Weiterbildung, die auch immer unübersichtlicher wird und die nicht überall qualitätsgeprüft ist, denn hier wird simplifizierendes Storytelling auf vielen Ebenen eingespeist und zwar auch in der Academy. Hier müsste man genau schauen, wo sich dieses oft implizite Routinewissen ins System bringt, das dann die Praxis der Kommunikation auch normativ bestimmt.

Wer sagt denn eigentlich, dass »das Volk« da draußen etwas nur versteht, wenn es als eine bestimmte Art von Geschichte erzählt wird? Ich glaube das einfach nicht und ich bin Erzähltheoretikerin. Soviel erstmal zum Auftakt!

Alexander Bogner: Zunächst zwei Aspekte: Der eine betrifft die Wissenschaftskommunikation selbst. Es heißt ja Wissenschaftskommunikation und nicht Wissenschaftsjournalismus. Genau dieser Begriff der Kommunikation soll uns darauf hinleiten, dass wir uns verstärkt über folgende Frage Gedanken machen: Wie können wir sicherstellen, dass nicht nur die Wissenschaft auf die Gesellschaft einredet, sondern dass die Gesellschaft auch die Gelegenheit hat zu antworten?

Bei dieser Diskussion sind auch Erfahrungen wichtig, die wir bereits seit 20 oder 30 Jahren im Bereich der Wissenschafts- und Technikkontroversen gesammelt haben. Dabei ging es auch darum, Formate zu finden, um das Publikum ins Gespräch zu bringen. Es kann nicht nur darum gehen, Fakten oder Inhalte zu vermitteln, sondern auch darum, die hinter bestimmten Kontroversen verborgenen Werte, Divergenzen und Interessenkonflikte klar und verhandelbar zu machen.

Ansonsten machen wir den Fehler, dass wir sehr stark auf Wissen fokussieren, wo es eigentlich in erster Linie gar nicht um Wissen geht oder um Wissen gehen sollte. In Wirklichkeit stören sich die Leute an bestimmten Entwicklungen, die mit ihren Weltbildern, Naturbildern, Geschlechtervorstellungen etc. zu tun haben. Das heißt also, das wäre ein Plädoyer für verstärkt partizipative Formate.

Der zweite Aspekt betrifft die Wissenschaftskommunikation selbst. Wir haben die Wissenschaft sehr großzügig als Kollektivsingular verhandelt und haben uns weniger Gedanken darüber gemacht, was eigentlich die Summe

der Wissenschaften ausmacht. Martina Merz hat in ihrem Beitrag⁵ bereits Differenzierungen eingezogen. Der Hinweis darauf, dass wir es mit ungeheuer unterschiedlichen Fachkulturen zu tun haben, ist dabei ganz wichtig. Das dürfen wir nicht aus den Augen verlieren. Ansonsten sind wir bei *Science Marches* unterwegs und erzählen unserem teilweise verduztten Publikum: »Wir haben die Fakten und es gibt keine Alternative zu den Fakten«, obwohl wir wissen, dass wir jeden Tag Alternativen zu diesen Fakten entwickeln. Es ist wichtig, sich klar zu machen, was wir fachkulturspezifisch vermitteln wollen. Was wollen die Sozialwissenschaften? Was will die Soziologie?

Da kann es nicht nur darum gehen, Fakten außer Streit zu stellen, sondern es muss auch darum gehen, wie Fakten in der Wissenschaft hergestellt werden. Wir haben Fakten, aber die Fakten funktionieren nur auf der Basis von stabilisierenden Referenzrahmen. Wenn man den Referenzrahmen vergisst, dann glaubt man an die natürlichen Fakten. Ein ganz wichtiges Geschäft der Wissenschaftskommunikation wäre, Wissenschaft insgesamt in ihrem Prozess der Faktenherstellung transparenter zu machen. Es geht nicht nur um Inhalte, sondern auch um Prozesse.

Die Corona-Krise hat sehr schön gezeigt, wie Wissenschaft diese Krisenphase für sich selber nutzen konnte um vorzuführen, wie Lernprozesse stattfinden, und wie die Situation auch genutzt wurde, um Einsichten in die wissenschaftliche Wissensproduktion zu geben – mit all ihren Uneindeutigkeiten und ihren Vorläufigkeiten.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Es ist sehr interessant, wie sich dieser Beitrag mit dem Input von Julika Griem verknüpft. In welchen Formen kann Wissenschaftskommunikation geschehen, welche Formen haben sich bewährt, welche werden gerade in Frage gestellt?

Lars Rinsdorf: Ich möchte auf einen Punkt eingehen, den Julika Griem eben angesprochen hat, nämlich diese Doppelrolle, die wir haben: einerseits als Akteur/innen auf diesem Feld und andererseits als Beobachtende. Ich glaube, das hilft uns zu verstehen, wie wir mit diesem Komplexitätsproblem umgehen müssen. Wenn wir als Wissenschaftler dieses Feld analysieren, wird man immer diese Komplexität brauchen.

Wir haben unterschiedliche Öffentlichkeiten, die sich um unterschiedliche Themen neu bilden und auch unterschiedliche Formen ausbilden. Das

⁵ »Arenen, Szenarien, Anliegen: Wissenschaftskommunikation aus Sicht der Science and Technology Studies«, Vortrag von Martina Merz auf dem Workshop.

müssen wir analytisch im Blick behalten um zu verstehen, wie Wissenschaftskommunikation funktioniert.

Wenn wir uns das als Akteur/innen auf diesem Feld angucken, kann man einen engeren Kommunikationsbegriff verwenden. Man kann keine Strategie der Wissenschaftskommunikation als gut oder weniger gut bewerten, wenn der Rahmen nicht klar vorgegeben ist.

Wo wollen wir mit Wissenschaftskommunikation hin? Wir haben im Vortrag von Andrea Pető⁶ am Beispiel Ungarns gesehen, dass so ein »Warum« ganz unterschiedlich beantwortet werden kann. Es kann wie in Ungarn um Legitimation von Wissenschaft gehen, wo mit ganz anderen Instrumenten gearbeitet wird, mit einem ganz anderen Publikum, aber auch mit ganz anderen Kanälen, die bespielt werden, als wenn wir in einem anderen Kontext unterwegs sind und lediglich auf Ergebnisse aufmerksam machen wollen, die wir als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für wertvoll halten. Ein weiterer wichtiger Punkt für die Diskussion wäre die Frage nach der Zukunft von Wissenschaftskommunikation. Was sind die Ebenen, wo befinden wir uns da jeweils und was ist der Zweck und das Ziel einer Kommunikation, wenn ich eher als Akteurin oder als Akteur agiere?

Benedikt Fecher: Ich möchte meinen Input auf den Elefanten im Raum konzentrieren und der heißt letztendlich Corona. Corona hat unmittelbaren Einfluss, wie wir in der Wissenschaft, aber auch extern Wissenschaft kommunizieren. Es macht in diesem Kontext Sinn, sich der Zukunft zu widmen, indem man in die unmittelbare Gegenwart schaut.

Corona ist ein Brennglas, das zeigt, was in der Wissenschaftskommunikation funktioniert, was vorher nicht funktioniert hat und was auch anders funktionieren kann. Es funktioniert recht viel. Interessant sind jedoch die Punkte, die vor Corona im erweiterten Bereich der Wissenschaftskommunikation schon nicht funktioniert haben. Beispielsweise ist die Produktivität von Wissenschaftlerinnen während der Akutphase zurückgegangen. Das liegt daran, dass die Hauptlast der Erziehung bei der Schul- und Kitaschließung auf die Frauen zurückgefallen ist. Hier muss man sich um die strukturellen Bedingungen für Wissenschaftskommunikation, für wissenschaftliche Kommunikation kümmern.

Ich möchte einen Punkt hervorheben, der damit zu tun hat, wie wir die Prozesshaftigkeit und die Komplexität von Wissenschaftskommunikation

⁶ »Die Wissenschaftspolitik des illiberalen Polyporenstaates«, Vortrag von Andrea Pető auf dem Workshop.

verstehen: Das ist die Rolle von Preprints. Wir haben in der Coronaphase gesehen, dass Preprints öffentlich diskutiert wurden. Ein Beispiel ist ein Beitrag von Professor Drosten auf seiner privaten Homepage, der von der Bildzeitung kampagnenartig genutzt wurde. An dem Phänomen ist interessant, dass Preprints vormals rein innerwissenschaftlich Bedeutung hatten und für die externe Wissenschaftskommunikation vollkommen irrelevant waren. Plötzlich wurden in einer durch Corona stimulierten Öffentlichkeit solche Formate und damit innerwissenschaftliche Prozesse diskutiert. Das ist ein ganz interessantes Indiz dafür, wie man Wissenschaftskommunikation auch begreifen kann, nämlich als eine Form der Offenheit. Dabei betrifft Offenheit den kompletten Prozess. Offenheit hat dahingehend etwas mit Wissenschaftskommunikation zu tun, dass der Prozess Gegenstand der Wissenschaftskommunikation sein kann und dass auch ehemals geschlossene innerwissenschaftliche Prozesse zum Gegenstand öffentlicher Wissenschaftskommunikation werden können. Wir müssen uns mit der Frage beschäftigen, wie man mit der Prozesshaftigkeit von Wissenschaftskommunikation auch nach der Krise umgehen will.

Lars Rinsdorf: Herr Fecher, danke für Ihre Einschätzung. Ich stimme Ihnen zu, Corona ist ein Brennglas, allerdings eines, das uns für die Zukunft nicht viel weiterhilft. Denn was wir unter dem Brennglas sehen, sind Phänomene, die Wissenschaft und Wissenschaftskommunikation immer schon schwierig gemacht haben: relativ starke Einflussnahme von Politik, relativ starke Ökonomisierung, Solutionismus und Ansprüche an Wissenschaft, unmittelbar etwas zu leisten. Das sind Punkte, die in dieser Krise klar geworden sind. Ich glaube allerdings, dass die Dynamik, die Wissenschaftskommunikation antreibt, eine andere ist. Diese Dynamik wird getrieben durch Technologie, Digitalisierung, sich verändernde Marken, Plattformen – sowohl im Social Media Bereich als auch in der Wissenschaftskommunikation. Das führt zu einer hyperkompetitiven Umgebung, die alle Akteurinnen und Akteure auf dem Feld dazu zwingt, unglaublich flexibel zu handeln. Das ist für Wissenschaft eine Herausforderung, weil sich die Tempi immer mehr desynchronisieren. Das hat aber mit Corona nichts zu tun, sondern das ist eine technologische Dynamik.

Was wir unter dem Stichwort Preprints erleben, ist eine Adaption dessen, was wir aus einer Maker-, einer Gründerkultur kennen: Ein *Permanent Beta* ist vielleicht derzeit in Ordnung, weil wir es jetzt brauchen und wir versuchen einen Markt zu gestalten. Diese Analogie ist jedoch für Wissenschaft schwie-

rig. Aber vielleicht lassen sich neue Formen finden, wie kollaborative Qualitätssicherung anders organisiert werden kann, um dieses Tempo mitgehen zu können. Aus medienökonomischer Perspektive sehe ich nicht, dass wir uns als Wissenschaft diesen Imperativen entziehen können. Die Silicon Valley-Konzerne haben eine große Deutungsmacht und eine ökonomische Macht erlangt, der man sich stellen muss, ob man mag oder nicht.

Julika Griem: Ich stimme völlig zu. Es gibt völlig unterschiedliche temporale Eigenlogiken in den Disziplinen, innerhalb derer wir auf diese ökonomischen und technologiegetriebenen Veränderungen reagieren.

Klar ist die Krise ein Brennglas, ein Katalysator und sie lehrt uns alles Mögliche, aber die Frage ist ja nicht nur, was macht die Krise mit uns, sondern was machen wir auch mit Krisen. Wenn wir Wissenschaftskommunikation nur krisengetrieben verändern, bewegen wir uns in einem sehr engen Raum. Bei der DFG war sehr interessant zu sehen, dass auf der einen Seite die Pandemie natürlich Vieles verändert: Wir haben jetzt ein anderes Verhältnis zu diesen Kommunikationsproblemen. Wir müssen aber auch aufpassen, dass wir nicht krisengetrieben zu Verschiebungen kommen, die sich für bestimmte Fächer problematisch auswirken könnten.

Und noch ein Punkt zu dem was Sie, Herr Rinsdorf, angesprochen haben: Es gibt einen Konzern, der heißt *Narrative Science*, dessen Produkt sind durch einen Algorithmus geschriebene Texte. Die vermarkten das bisher nur in der Sportreportage. Aber es wird nicht mehr lange dauern oder es passiert vermutlich schon, dass wir uns auch im wissenschaftlichen Publikationswesen mit solchen maschinengeschriebenen Texten befassen müssen, die uns dann das Problem auferlegen, unser ganzes System zur Belohnung individueller Leistung, das ja menschengestützt ist, zu verändern. Das sind nochmal ganz andere Probleme.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Der Guardian hat dieses Experiment bereits gemacht und Texte publiziert. Das ist schon ein bisschen *creepy* wie selbst unsereiner, die wir uns ja für aufgeklärt, sensibel und reflexiv halten, bei diesen Texten eben nicht unterscheiden kann, was maschinengeschrieben ist und was von einem akademisch intellektuell geschulten Menschen geschrieben wurde. Das finde ich auch in Bezug auf die Formen und die Formate enorm wichtig, die wir zukünftig haben werden und wählen.

Benedikt Fecher: Ich glaube, Herr Rinsdorf, Sie haben meine Aussage etwas eigenwillig gedeutet. Was die Rolle von Plattformen betrifft, so finde ich das hochspannend. Viele Methoden, die wir heute benutzen, sind abhängig von

den APIs, von den Programmierschnittstellen, die wir von den Plattformen bekommen. Wir sind abhängig davon, was wir überhaupt an Metadaten bekommen. *Altmetrics* als Beispiel bezieht sich im Grunde auf die APIs von Plattformen wie Twitter, Facebook, Blogs etc. und zählt die Nennungen von DOIs. *Altmetrics* und generell wissenschaftliche Praktiken, die von privaten Infrastrukturen abhängig sind, können unter dem Begriff der Offenheit als eine Form von Wissenschaftskommunikation betrachtet werden. Des Weiteren: In der Regel werden innerwissenschaftliche Produkte wie Artikel an der Verbreitung der DOI gemessen. Die DOI hat eine rein innerwissenschaftliche Wertigkeit und bei *altmetrics* tun wir so, als würde die Verbreitung dieser DOI eine Aussage über die gesellschaftliche Relevanz eines Inhalts treffen können.

Ich würde gern noch die These in die Diskussion einbringen, dass die Digitalisierung die möglichen Figurationen, die auch gesellschaftliche Akteure mit einbeziehen, verändert. Das heißt, potenziell erhöht sich die Schlagzahl. Das bedeutet nicht, dass wir mehr öffentliche Debatten bekommen und Wissenschaft öffentlicher stattfindet, sondern dass Debatten und Interventionen in der Öffentlichkeit schneller stattfinden können. Das bezieht sich beispielsweise auf die Art und Weise, wie wir Daten mit sowas wie den APIs bei den großen Plattformen erheben, und geht dann über zu Datenrepositorien und Blogs. Digitalisierung hat einen Einfluss auf die Art und Weise, wie wir Wissenschaft kommunizieren, intern wie extern. Es gibt neue Formen der Offenheit und damit neue Figurationen, die durch Digitalisierung möglich werden. Ich finde Offenheit in dieser Hinsicht einen besseren Begriff als Wissenschaftskommunikation. Es braucht auch eine Deliberation dahingehend, zu welchem Zeitpunkt wir wie offen sein wollen und für wen und mit welchem Hinblick auf die Themen, die wir diskutieren wollen.

Martina Franzen: Ich möchte gern auf den Punkt des Preprints zurückkommen: Was sagt uns das eigentlich, dass in Anbetracht der aktuellen Situation nicht abgewartet werden kann? Das ist aus meiner Sicht in der zeitlichen Dimension interessant, aber was heißt das eigentlich für die sachliche Dimension? Man glaubt ja umgekehrt, dass es sich bei begutachteten Artikeln um Fakten handeln würde, das heißt, das Geschlossene besteht darin, dass ein Ergebnis über das Peer-Review-Verfahren und über den Namen der Zeitschrift zertifiziert ist. Ich meine, dass man sich von diesem Irrglauben befreien sollte, um zu sehen, dass der Unterschied zwischen Preprint und dem endgültigen Artikel vielleicht gar nicht so groß ist. Luhmann nannte die Publikation einmal die »Endform der Vorläufigkeit«. In der Wissenschaft

und auch außerhalb, und gerade in der Wissenschaftskommunikation wird stets so getan, als handle es sich bei Zeitschriftenartikeln bereits um gesicherte Fakten. Dabei sind es erstmal nur Kommunikationsofferten an die Community, neue Ergebnisse zu rezipieren, aber auch zu prüfen. Sobald Publikationen jedoch am Ende nicht halten, was sie versprechen, entstehen Glaubwürdigkeitsprobleme in der Wissenschaft.

Diese Replikationskrise, der wir gerade ausgesetzt sind, ist auch dem Umstand geschuldet, dass wir Publikationen zu ernst nehmen, insbesondere in der wissenschaftlichen Leistungsbewertung. Vielleicht sollte man darüber noch einmal sprechen, gerade was die Metriken angeht.

Ich wollte noch eine Sache zum Thema Automatisierung von Texten ergänzen. Mir ist ein ganz interessantes Experiment bekannt, bei dem es nicht um die Generierung von wissenschaftlichen Artikeln geht, sondern um automatisch erstellte Manuskriptgutachten. Dieses Experiment belegt, dass man selbst als Fachwissenschaftler nicht mehr unterscheiden kann, ob es sich um ein Real- oder ein Fakegutachten handelt. Von denjenigen, die Entscheidungen treffen, hält rund ein Viertel die Fakereview für entscheidungsleitender als die anderen Gutachten. Das wirft die spannende Frage auf, ob wir in unseren eigenen Wahrnehmungen und Routinen so verstellt sind, dass uns die computergestützte Information im Rahmen der Qualitätssicherung eventuell helfen könnte. Wir müssen die Mensch-Maschine-Interaktion in der Wissenschaftskommunikation zukünftig sicher mit berücksichtigen.

Benedikt Fecher: Tendenziell ist das, was wir bei den Preprints beobachten oder generell bei diesem »grünen« Open Access etwas Positives. Grünes Open Access ist eine Form der Veröffentlichung, die schneller und ohne Verlage funktioniert. Die Frage ist, wie eine Form von Qualitätssicherung auch bei Preprints sichergestellt werden kann. Die Anzahl bzw. die Bedeutung von Preprints wird ja nicht notwendigerweise sinken, daher muss man sich darüber Gedanken machen, was neue Formen der Qualitätssicherung und der Ordnung des wissenschaftlichen Publikationswesens sein können.

Lars Rinsdorf: Das finde ich einen ganz wichtigen Punkt, den Sie da ansprechen, Herr Fecher. Wir haben an dem Beitrag von Andrea Pető gesehen, welche Herausforderung es ist, Wissenschaft zu legitimieren: Wie kann man sich als Wissenschaft wehren und bewehren gegen einen illegitimen Staat? Das ist in der Tat ein ganz entscheidender Punkt, sowohl in der internen Kommunikation, aber auch nach außen: Wenn wir über Open Peer Review reden, ist zu fragen, wie institutionalisiert sich etwas und wie schafft man am

Ende auch dessen Legitimation? Wie macht man das nachvollziehbar für Wähler/innen, Bürger/innen aus anderen Kontexten, die auf Wissenschaft zurückgreifen wollen. Da finde ich den Punkt von Herrn Bogner wichtig, dass es nicht darum geht, mit Wissenschaft gesellschaftliche Kontroversen zu verkleistern.

In diesem Kontext ist es aber auch andersherum spannend, dass wir Dynamiken in den Medien erleben, wo wissenschaftliche Methoden angewendet werden, um journalistische Themen aufzubereiten, zum Beispiel im Datenjournalismus. Das finde ich ein ganz wichtiges Feld, um zu verstehen, wo die Grenzlinien sind. Für mich ist das Feld des Datenjournalismus ein ganz interessantes *boundary object*. In diesem Feld wird unter einer anderen Logik, unter einem hohen Aktualitätsdruck versucht, Daten in einer Art und Weise zu deuten, bei der wir als Sozialwissenschaftler/innen oft eher skeptisch sind. Hier könnte man sich anschauen, wie sich die Logiken entwickeln und was man daraus für Wissenschaftskommunikation lernen kann.

Birgit Blättel-Mink: Ich unterbreche diese Debatte um Digitalisierung und möchte auf den Punkt zurückkommen, den Julika Griem angesprochen hat: Wer hört zu und was kann man wem zumuten? Wir sollen als Wissenschaftler/innen komplexe Phänomene verstehbar machen und Wissenschaft selbst als komplexes Unterfangen begreifen. Andererseits haben wir im Rahmen des Workshops bereits gefragt: Wer glaubt dann noch der Wissenschaft, wer kann ihr glauben, wer glaubt eher an Verschwörungstheorien? Lassen wir nicht bestimmte soziale Gruppen außen vor? Ist es legitim zu sagen, dass nur bestimmte soziale Gruppen unsere relevante Öffentlichkeit sind? Da ist dann meine Frage, wie nehmen wir die Öffentlichkeit in diesem Zusammenhang wahr?

Martina Merz: Als Reflexion auf das, was in der Diskussion bisher angesprochen wurde, nochmal die Frage: Was meinen wir eigentlich, wenn wir Wissenschaftskommunikation sagen, und zwar nicht in Bezug auf Kommunikation und deren Formate, sondern in Bezug auf Wissenschaft?

Unterschwellig scheint es mir so, dass sehr häufig mit Wissenschaft endgültige Ergebnisse gemeint sind. Denn nur in dieser Perspektive wären Pre-prints problematisch, weil es sich hierbei um vorläufiges Wissen handelt. Ich möchte es nochmal ein wenig anders drehen: Wenn in der öffentlichen Kommunikation über Wissenschaft nun auch vorläufige Daten und Ergebnisse präsentiert werden, sollte doch unsere Reaktion als Wissenschaftler/innen nicht sein, wieder Grenzen einzuführen, damit potenziell risikobehaftete

Aussagen nicht nach außen dringen. Wir könnten diese Situation stattdessen als Aufforderung verstehen zu klären, wie wir anders über Wissenschaften kommunizieren können. Es gibt auch vielfältige Möglichkeiten, nicht *eine* Öffentlichkeit anzusprechen, sondern verschiedene Teilöffentlichkeiten, zum Beispiel um zu erklären, wie Qualitätssicherungsverfahren in verschiedenen wissenschaftlichen Kulturen funktionieren oder wie sie auf produktive Weise mit Unsicherheiten umgehen. Ich interpretiere das als einen Aufruf zur Pluralisierung von Inhalten, Formaten und Aktivitäten, die sich an ganz unterschiedliche Öffentlichkeitskonfigurationen wenden.

Es wäre für mich ein Qualitätsmerkmal, wenn eine Förderorganisation wie zum Beispiel die DFG eine solche Pluralisierung unterstützt. Dabei wäre zu fragen, was es für kreative Ideen gibt, anders über Wissenschaft in all ihrer Multidimensionalität zu sprechen und ein gewisses Verständnis für deren Praktiken herzustellen, aber sehr wohl auch kontrovers mit den unterschiedlichen Öffentlichkeiten innerhalb und außerhalb der Wissenschaft zu diskutieren.

Lars Rinsdorf: Frau Blättel-Mink, zu Ihrer Frage: Wie kann so eine Übersetzungsleistung aussehen? Wie geht man in der Wissenschaftskommunikation mit Öffentlichkeiten um? Ralph Hertwig vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung hat vor ein paar Jahren einen Aufsatz veröffentlicht, der heißt »Nudge vs. Boost«. Da geht es sehr stark um eine Kritik an der Verhaltensökonomie. Ich finde es als strategische Leitlinie überzeugend zu fragen, wo wollen wir eigentlich in einer liberalen Demokratie als Wissenschaftskommunikation hin? Die Vermittlung im Sinne einer Befähigung ist ein absolut wichtiges Ziel und von der Grundstrategie richtig, die wir dann auf unterschiedlichen Kanälen ausspielen können.

Benedikt Fecher: Ich möchte auf zwei Punkte eingehen, die Sie, Frau Blättel-Mink und Frau Merz, erwähnt haben. Das waren eigentlich zwei zentrale *shortcomings* der Wissenschaftskommunikation: Zum einen haben Sie kritisiert, dass Wissenschaftskommunikation dann passiert, wenn Wissen vorhanden ist. Ich glaube, das ist eines der Probleme, die weniger in der metawissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Gegenstand, sondern häufig in der wissenschaftlichen Praxis und bei Disziplinen existieren, die sich eben nicht mit den Begriffen der Öffentlichkeit und der Genese von Wissen beschäftigen. Wissen entsteht ja nicht entkoppelt von der Gesellschaft.

Der zweite Punkt bezieht sich auf die Frage, welche Öffentlichkeit wir eigentlich erreichen. Ich habe das Gefühl, dass wir sehr häufig, wenn wir

über Wissenschaftskommunikation sprechen, von einer Massenöffentlichkeit sprechen, die medial oder massenmedial erreicht werden kann. Ich glaube, das ist eine naive Vorstellung davon, wie Gesellschaft tatsächlich aufgebaut ist. Wir haben Teilöffentlichkeiten, die ganz eigene Verwertungs- und Rezeptionslogiken haben. Im Zuge der Digitalisierung haben wir es noch stärker mit instabilen und zeitlich begrenzten Öffentlichkeiten zu tun. Ich glaube, da müssen wir smarter sein, wie man die Kommunikation mit diesen unterschiedlichen, neuen Öffentlichkeiten anstellt.

Julika Griem: Frau Merz, mir ist sehr sympathisch, wie Sie das entwerfen. Ich frage mich aber als Vizepräsidentin, ob es wirklich immer die DFG sein muss, die hier eine Leitrolle für den vielgewünschten Kulturwandel übernimmt. Denn das wird uns als die Institution, die ja auch noch vieles andere tun soll, wirklich im Kern treffen. Es gibt ohnehin im Moment eine Tendenz aus der Politik, Einrichtungen wie der DFG Zusatzaufgaben zur Heilung der Gesellschaft zuzuschieben. Das erzeugt eine Aufgabendichte, die nicht ganz unproblematisch ist. Wenn man tatsächlich versucht, etwas bei uns intern zu verändern, dann gibt es immer diese Verlegenheitslösung des *nudging*: Wir hängen das so auf einer mittleren Ebene auf und hoffen dann, dass ein paar Leute darauf anspringen. Wenn man das Kriterium härter macht, und da bin ich ganz sicher, dann wird sich ein Sturm der Entrüstung bei denjenigen erheben, die sagen: »Unsere DFG ist für Grundlagenforschung zuständig. Wir haben sowieso alle keine Zeit, wir wollen mit diesem ganzen »sekundären Kram«, denn da ist Kommunikation vor allem eine Verpackungsdimension, nichts zu tun haben. Nehmt uns bitte jetzt nicht auch noch die letzte Zeit, die wir für Forschung haben.« Da etwas umzubauen, ist ein sehr anspruchsvoller Prozess, mit schwer überschaubaren Folgen. Das heißt nicht, dass wir uns da nicht etwas trauen sollten. Wir müssen wirklich drüber nachdenken, an welcher Stelle dieses komplizierten Systems DFG man die Hebel tatsächlich ansetzt.

Dann kommt ja noch hinzu, dass das deutsche Wissenschaftssystem sich in eine Wettbewerbsdichte hineinbegeben hat, die an vielen Stellen völlig kontraproduktiv ist. Alle sind hektisch damit beschäftigt, weitere kompetitive Verfahren aufzusetzen, weil man das heutzutage scheinbar muss. Niemand denkt ausreichend darüber nach, dass sich diese Wettbewerbe gegenseitig behindern. Wenn wir Wissenschaftskommunikation auch noch in dieses Getümmel »hineinschmeißen«, dann wird man schnell sehen, wie unübersichtlich auch das ist. Denn einige der Wettbewerbe, gerade die hochdekorierten, haben immer noch das Ziel, Hochglanzprodukte zu prämiieren, und machen sich nicht die

Mühe, neue Formen zu entwickeln, die diese Offenheit mit hoch ausdifferenzierten Publika in die Tat umsetzen. Das ist alles sehr schwierig.

Ich wollte noch einen anderen Punkt kurz ansprechen. Diese Notwendigkeit der Differenzierung der sogenannten Öffentlichkeit ist in der Kommunikationsforschung längst anerkannt. Wir sind alle beschäftigt damit. In der Kognitionspsychologie habe ich das wunderschöne Wort des »cognitive miser« gefunden, das ist der kognitive Geizhals. Dieses Mantra sagt, wir Menschen sind so gebaut, dass wir kognitiv immer sparen wollen. Komplexität und Irritation dagegen ist nicht sparsam, das ist Exzess, der viel zu viel Mühe macht. Ich glaube, dass es in dieser Forschung so eine Unterströmung gibt, die dazu führt, dass man viel zu schnell kommunikative Leistung immer nur unter dem Kriterium einer ökonomischen Effizienzgestaltung betrachtet. Da muss etwas ganz schnell »rübergebracht« werden zu denen da draußen, die angeblich mit Komplexität nicht umgehen können, dann müssen die »abgeholt« werden. Ich glaube, dass uns das nicht weiterführt, gerade an dem politisch wichtigen Punkt nicht, wo man ja dafür werben möchte, dass sich Leute außerhalb unserer »Blase« für so etwas wie Komplexität interessieren.

Birgit Blättel-Mink: Wir haben den Workshop angesetzt, um das Thema Wissenschaftskommunikation zu diskutieren, weil das BMBF und die Wissenschaftsministerin Wissenschaftskommunikation systematisch in ihre Forschungsförderung integrieren wollen. Jetzt könnte man ja denken, dass die DFG das auch macht: Dass dieses Moment der Wissenschaftskommunikation auch zunehmend eine Rolle spielt, wenn die DFG Projekte evaluiert und bewertet. Ich würde das begrüßen, denn das könnte zu einer größeren Standardisierung an den Stellen der Hochschulen führen, die das dann kontrollieren müssen.

Julika Griem: Ich kann direkt dazu antworten, weil wir natürlich genau das aktuell diskutieren. Aber das ist handwerklich schwierig. Das ist relativ leicht noch zu machen bei großen Verbundprojekten, bei denen man jetzt schon ein Modul für Wissenschaftskommunikation beantragen kann. Da stellt sich natürlich die Frage, wer begutachtet das eigentlich in den Communities, die noch nicht mit Leuten durchsetzt sind, die sich da auskennen. Aber wie macht man das in der Sachbeihilfe? Also welche Dimension wird da für ein drei- oder vierjähriges Projekt ausgezeichnet? Wie wird das zugeschnitten? Wie wird das dimensioniert? Und wieder die Frage: Machen wir das konsequent über alle Instrumente hinweg? Das ist nicht einfach umzusetzen. Da hängen sehr viele ungewollte Effekte dran, die man dann wieder einfangen muss.

Martina Merz: Es liegt mir fern, hier eine Form von Beratung für die Förderpolitik der DFG in Sachen Wissenschaftskommunikation zu machen. Es ging mir mehr um die inhaltlichen Punkte. Dies nochmal zur Klarstellung.

Andreas Scheu: Ich möchte einen kritischen Punkt einbringen. Ich habe mich gerade sehr wiedererkannt bei diesen Menschen, die Sie beschrieben haben, Frau Griem, die dann sagen würden, »Woher soll ich denn die Zeit nehmen, ich möchte doch forschen. Ich möchte nicht auch noch die ganze Zeit kommunizieren müssen.« Ich finde es schwierig, wenn wir daran denken, einen solchen Kulturwandel in der Wissenschaft initiieren zu wollen. In großen Projekten sind die Ressourcen und Strukturen für Wissenschaftskommunikation gegeben. Was ist aber mit den Nachwuchswissenschaftler/innen, die eine Doktorandenstelle haben, die, wenn sie nicht gerade promovieren oder nicht gerade für ihren Doktorvater arbeiten, auch twittern müssen oder auf Facebook präsent sein sollen? Wollen wir wirklich einen Kulturwandel, hin zu diesem Typus von Wissenschaftler/innen, der dann die meisten Karrierechancen hat?

Birgit Blättel-Mink: Aladin El-Mafaalani hat in seinem Vortrag⁷ die Probleme eines solchen neuen Typus beschrieben. Ich glaube, dass wir alle hier davon ausgehen, dass es Grundlagenforschung braucht, um Wissenschaftskommunikation zu betreiben.

Julika Griem: Mir ist das völlig sympathisch, was Sie sagen, Herr Scheu. Ich sehe das genauso wie Sie, denn ein hartes Kriterium für einen Kulturwandel würde es erfordern, dass wir unsere Arbeitsteilung neu organisieren. Was ich an diesem Punkt befürchte, ist genau das, was Sie ansprechen. Wissenschaftskommunikation wird abgewälzt auf die Jüngeren, von denen man sowieso glaubt, dass sie sich mit diesem ganzen »Social-Media-Schmuddele« viel besser auskennen. Die werden gleichzeitig am stärksten in ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit betroffen, weil ihnen Zeit geraubt wird. Genau das darf nicht passieren!

Den Kulturwandel so aufzusetzen, dass die Arbeitsteilung neu organisiert wird, ist schwierig, weil die Strukturen in Deutschland immer noch sehr, sehr hierarchisch sind. Wir müssen da an ganz vielen anderen Stellen nachbohren, um tatsächlich den Wandel so zu organisieren, dass nicht diejenigen

⁷ »Öffentliche Wissenschaft – eine Praxis voller Spannungsfelder«, Vortrag von Aladin El-Mafaalani auf dem Workshop.

davon überhaupt nicht profitieren, denen wir sowieso nicht genügend Unterstützung geben.

Benedikt Fecher: Jetzt hat mir Frau Griem schon teilweise aus der Seele gesprochen. Vielleicht noch ein Aspekt, den ich hinzufügen möchte, was die Zeit für Wissenschaftskommunikation betrifft. Es gibt ja immer diese Diskussion um *first, second* und *third mission*. Die eigentliche dritte Mission, die jeder Wissenschaftler, jede Wissenschaftlerin an einer Universität hat, ist Administration und nicht Wissenschaftskommunikation. Das ist wirklich ein großer Elefant im Raum und der Verwaltungsanteil wird auch nicht weniger mit den Drittmittelprojekten und den Wettbewerben, wie wir sie haben. Ich verbringe den Großteil meiner Zeit mit der Projektabwicklung für irgendwelche Projektträger. Wenn ich davon nur die Hälfte für Wissenschaftskommunikation verwenden würde, wäre mir schon viel geholfen. Das zweite ist, und das betrifft auch wieder die Kontextbedingungen, die strukturellen Bedingungen für Wissenschaftskommunikation und auch die Komplexität. Wie wird denn eigentlich die Komplexität der Gesellschaft bzw. die Komplexität der Wissenschaft an den Universitäten abgebildet? Das ist auch eine Frage, die man sich mal stellen kann. Wir haben Kommunikationsreferate und Transferagenturen, die im Grunde die organisationalen Strukturen für die Beziehung zur Gesellschaft sind. Ich bezweifle, dass die das abbilden können, was in der Forschung passiert. Wir haben also in der organisationalen Abbildung von Wissenschaftskommunikation eine gewisse Naivität. Da besteht ein Nachholbedarf. Das passiert nicht von heute auf morgen.

Stefan Raich: Ich möchte auf eine Diskussion zwischen Anthony Giddens und Ulrich Beck in den 1990er Jahren zum Umgang von Bürgern mit Expertensystemen in Situationen der Unwissenheit hinweisen. Während Giddens auf das notwendige Vertrauen in Wissenschaftler und in Experten hingewiesen hat, ging es Beck sehr stark darum, ein emanzipatorisches Moment hervorzuheben, das Erkenntnisstreben, die Entwicklung einer Kompetenz des eigenen Urteils. Wie man es schafft, dies zu bedienen oder anzuregen, haben wir in der Coronazeit und auch durch Professor Drostens vorgeführt bekommen. Drostens hat nicht nur seine Erkenntnisse oder Ergebnisse verständlich geteilt, sondern oberflächlich auch nachvollziehbar gemacht, wie er vorgeht, was er sagen kann und was nicht. Das ist ein ganz wichtiges Moment. Es braucht dabei sowohl Vertrauen in den Experten als auch die Mühe, sich ein eigenes Urteil zu bilden und zu lernen, dies von »fake science« zu unterscheiden.

Um auf den Aspekt von Frau Griem einzugehen: Natürlich ist es ein Zeitproblem für Wissenschaftler, sich dem Wissenstransfer bzw. der Wissenschaftskommunikation zu widmen. Dazu kommt, dass auch nicht jeder so begabt ist, diese Übersetzungsfunktion wirkungsvoll auszuführen. Wir hatten zuvor über Wissenschaftsjournalismus gesprochen. In diesem Metier arbeiten häufig auch ehemalige Wissenschaftler, Experten, die in der Forschung waren und die diese Übersetzerfunktion besser übernehmen können als ein Zeitungsjournalist. Sie können dabei eine wichtige Scharnierfunktion ausüben. In Zeiten von Corona zeigt sich, dass Wissenschaftler in ihrer Orientierungsfunktion einerseits medial »hochgeschrieben« werden, in der Medizin sieht man das, Stichwort Halbgötter in Weiß. Dies ist zum Teil eine Überforderung. Auf der anderen Seite werden sie von der Öffentlichkeit nicht mehr ernst genommen, weil deren Aussagen der persönlichen Realität nicht entsprechen, unbequem sind oder die Erkenntnisse doch zu komplex sind und man sich nicht in diese Diskurse begeben kann, die teilweise auch noch zu widersprüchlichen Ergebnissen führen können.

Diese Vermittler braucht es und auch die Vermittlung, welche Bedeutung wissenschaftliche Erkenntnisse haben, wie sie eingeordnet werden können und wie man zu den Ergebnissen kommt.

Birgit Blätzel-Mink: Also die These, dass es diese Intermediäre im Grunde braucht und dass das die Wissenschaft selbst nicht leisten kann.

Stefan Raich: ... zumindest die Vermittlungsarbeit. Sie sollen die Kommunikationsarbeit von Wissenschaftler/innen nicht ersetzen, ich bin jedoch überzeugt, dass es diese Art der Vermittler in Zukunft vermehrt geben wird.

David Kaldevey: Ich möchte kurz die erstaunlich spät in der Diskussion aufgekommene Zeitbudgetfrage kommentieren. Was überall anklingt ist, Wissenschaftskommunikation brauchen wir, möglichst in der Breite und auch den Kulturwandel. Dann wurde das Bild skizziert, dass es zu Lasten der Grundlagenforschung geht, wenn die DFG das zu sehr puscht.

Wir bräuchten mal Aussagen darüber, was wir an Aktivitäten streichen, wenn wir Wissenschaftskommunikation machen. Es muss ja nicht Grundlagenforschung sein. Es können auch andere Aktivitäten wie die Lehre sein. Die heiligen neun Semesterwochenstunden beispielsweise. Da wäre man wieder bei der Chefsache, weil man dann wirklich in das deutsche Hochschulsystem hineingeht. In anderen gewissenmaßen höherregulierten Hochschulsystemen in Europa ist es selbstverständlich, dass Aufgaben wegfallen,

wenn man eine andere Aufgabe übernimmt. Das fehlt ja vollständig im deutschen Wissenschaftssystem.

Paula-Irene Villa Braslavsky: Vielen Dank für diese wirklich wichtige, kurz vor knapp eingebrachte und ganz pragmatische Perspektive. Mein Vorschlag, aus der Not des Endes des Workshops eine Tugend machend: Wir bleiben darüber fachlich, multidisziplinär im strukturierten Gespräch. Ich würde gerne für die DGS in Aussicht stellen, versprechen will ich das nicht, aber anbieten, dass wir nochmal einladen oder mitorganisieren, gern mit anderen auch hier anwesenden Fachgesellschaften und Kolleg/innen zu einem ähnlichen, vielleicht gar nicht so viel größeren Workshop. Ich habe den Eindruck, dass die Diskussion in der Fokussierung und Konzentration sehr produktiv war, was nicht heißt, dass wir uns nicht mit noch viel mehr Menschen vernetzen und austauschen wollen. Aber es hat durchaus etwas für sich, sich selbstbewusst zu beschränken und zu fokussieren. Das schiene mir sehr lohnend, auch in dieser Multiperspektivendiskussion, in der wir über Formate, Formen, Personenkonstellationen, und zwar historisch, zukünftig, gegenwärtig gesprochen haben.

In diesem Sinne möchten wir uns, als Organisatorinnen, bei denjenigen bedanken, die vorgetragen haben, die vorbereitet haben, die sich engagiert haben, die sich die Zeit genommen haben. Ich möchte ausdrücklich auch Sonja Schnitzler danken, die nicht nur das Konzeptionelle, Inhaltliche mit uns gemeinsam entwickelt hat, sondern auch seitens der DGS-Geschäftsstelle für die technische und organisatorische Infrastruktur gesorgt hat, ohne die wir alle nichts wären!